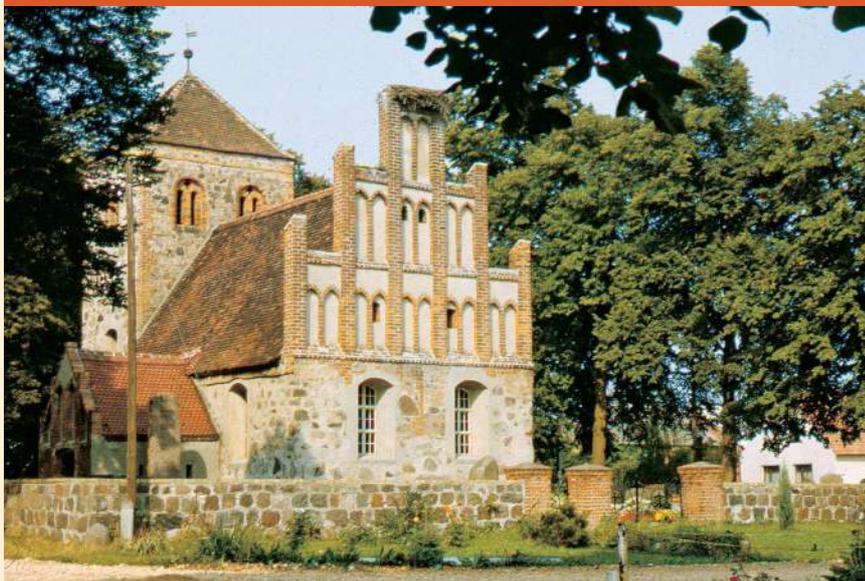


Peter Schmidt

»Thürme und Zierrathen müssen fortbleiben.« Vom neuzeitlichen Umgang mit mittelalterlichen Dorfkirchen in Brandenburg



Buberow, Kirche von Südosten; Fotos: P. Schmidt |

Dr. Peter Schmidt ist Historiker und z.Z. Leiter des Bilderbogen-Dokumentationszentrums in Neuruppin

in den Chroniken als völlig ruiniert geschildert werden, hat erstaunlich vieles den Krieg überdauert.

Gefährlicher waren der historischen Bausubstanz die Reparaturen und Instandsetzungen seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, die vielfach rücksichtslos mit Mauerwerk und Einrichtung verfuhrten. Hierher gehören die oftmals barbarischen Fenstervergrößerungen und Portalveränderungen. Es folgten im 19. Jahrhundert purifizierende Restaurierungen, die die Kirchen leer räumten und mit dem seinerzeit noch reichlich vorhandenen älteren Ausstattungsgut auch gleich barocke Bildwerke und viele nun als störend empfundene Zeugnisse jüngeren Brauchtums entfernten. Für die östlichen Teile der Mark waren es schließlich die Zerstörungen am Ende des letzten Krieges – Artillerietreffer, Brände und Plünderungen – die wie im Dreißigjährigen Krieg wüste Stätten hinterließen. Der Wiederaufbau war bestimmt von Armut und Mangelwirtschaft und litt in einer nun auch auf dem Dorfe säkularisierten Umwelt sowohl unter dem erneuten Unverständnis gegenüber der kultur- und sozialgeschichtlichen Bedeutung der Dorfkirche wie dem Kleinmut vieler Gemeinden, der das nun zu große Kirchengebäude als Last empfand und sich in dem Wunsch nach einem pflegeleichteren Gemeinderaum erschöpfte.

Welchen Gefährdungen die Dorfkirchen in den letzten zweihundert Jahren tatsächlich ausgesetzt waren und welche substantiellen Verluste sie im Inneren und Äußeren erleiden konnten, soll im folgenden beispielhaft an vier Kirchen gezeigt werden. Die in den einstigen Amtsdörfern **Buberow** und **Kraatz** im Ruppinschen sowie **Wegendorf** und **Hohenstein** auf dem Barnim gelegenen Gotteshäuser stehen dabei pars pro toto für brandenburgische Dorfkirchen königlichen Patronats.

In vielen brandenburgischen Dörfern prägt die mittelalterliche Kirche bis heute das Gesicht des Ortes. Das spätromanische oder gotische Gotteshaus aus Feld- oder Backstein ist zumeist das einzige steinerne Zeugnis, das auf dem Lande von der Frühzeit des Ortes und den Anfängen der deutschen Besiedelung kündigt. In ihrer nun bald achthundertjährigen Geschichte waren diese Bauten vielen Eingriffen ausgesetzt und zahlreichen – zuträglichen und abträglichen – Veränderungen unterworfen. Von den eher abträglichen Veränderungen der letzten zweihundert Jahre soll im Folgenden die Rede sein.

Zwar ist das feldsteinerne Baumaterial dieser Gotteshäuser so widerstandsfähig, dass selbst manche schon seit der Agrarkrise des 14. Jahrhunderts in aufgelassenen Dörfern dach- und fensterlos stehende, Wind und Wetter preisgegebene »wüste« Kirche in ihren Giebel- und Umfassungsmauern überdauern konnte, den baulichen Eingriffen späterer Jahrhunderte jedoch – anderen Gewalten also – waren Mauerwerk und Ausstattung schutzlos ausgeliefert. Die örtlich sehr verschieden ausgefallenen Umbauten gehen in ihrer Mehrzahl jedoch nicht auf die lutherische Reformation des 16. Jahrhunderts

und auch nicht auf die immer wieder bemühten Zerstörungen des Dreißigjährigen Krieges zurück, sondern vornehmlich auf verständnislose Eingriffe in Bausubstanz und Ausstattung während des 19. und 20. Jahrhunderts, also der jüngeren und jüngsten Zeit.

Es gab in den nord- und ostdeutschen Ländern keinen Bildersturm. Die Reformatoren haben die äußeren Formen des Glaubens toleriert und sind überkommenen Zeremonien und alten Bildwerken nachsichtig begegnet. Die mittelalterlichen Dorfkirchen mit ihren zumeist einfachen Grundrissen genügten ohnehin auch späteren Vorstellungen von einem lutherischen Predigtsaal. Auch im Dreißigjährigen Krieg, in dem plündernde Söldnerhaufen gleich welcher Konfession vor keiner Kirche Halt machten, wurde von der eigentlichen Ausstattung, den hölzernen Altarretabeln, Kanzeln, Taufen und Gestühlen insgesamt überraschend wenig zerstört. Wohl sind Kelche geraubt, auf der Suche nach Geld sind Kisten und Kasten zerschlagen, Gräfte geplündert, Särge erbrochen und das Glockengut gestohlen worden und manche der hohen Turmaufbauten waren am Ende des Krieges durch jahrzehntelange Vernachlässigung abbruchreif, doch selbst in Kirchen, die



Kraatz, Kirche von Südosten



Kraatz, Inneres nach Osten mit Kanzelwand

Die jüngste der vier hier ausgewählten Kirchen – das Gotteshaus von **Buberow** – eine spätgotische Saalkirche, sollte die erste sein, die bereits Ende des 18. Jahrhunderts einen Teil ihrer Zierde wieder verlor. In dem im Dreißigjährigen Krieg entvölkerten Dorf waren bis 1690 die größten materiellen Schäden behoben und die bäuerliche Gemeinde konnte an der Ende des 17. Jahrhunderts einsetzenden Agrarkonjunktur teilhaben. Die Überschüsse des von den Bauern mitbestellten kircheneigenen Landes verblieben am Ort und wurden weitgehend für das eigene Gotteshaus verwandt. Wie in vielen brandenburgischen Gemeinden begann um 1690 auch in Buberow eine rund drei Jahrzehnte währende Zeitspanne, in der an den Kirchengebäuden beständig gebaut und gebessert wurde. Die Buberower Kirche erhielt eine neue Kanzel, neue Kirchenbänke, eine Uhr mit Schlagwerk und ein Orgelpositiv. Altar, Dach, Sonnenuhr, Torweg und Kirchhofsmauer wurden instand gesetzt und 1699 der Turm ausgebaut. Zehn Jahre später war die Reparatur der sechzehn Meter hohen hölzernen Turmspitze möglich. Die 1709 dafür aufgewendeten 120 Taler schlossen vertraglich neben Holz- und Eisenwerk, Arbeitslohn und Vergoldung von Knopfstanze und Wetterfahne auch zwölf Tonnen Bier für den Zimmermann ein. Trotz aller Ausgaben blieben der Buberower Kirchenkasse noch

250 Taler übrig, von denen sich ein Teil in der Kirche selbst – bar in einem Kasten »im vesten Gewölbe« – befand.

Als es nach 1720 den Kirchen königlichen Patronats zur Pflicht gemacht wurde, die jährlichen Überschüsse nach Berlin an das neugebildete Amts-Kirchen-Revenuen-Direktorium abzuführen, hatte diese Ausstattungsfreude ein Ende und die Landkirchen machten die zeitlose Erfahrung, dass von einmal zentralisierten Geldern kaum etwas von selbst an die Quelle zurückfließt. Wie sehr sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Gewichte zwischen Dorf und Staatsbürokratie verschoben hatten, zeigt exemplarisch der Streit um die Buberower Kirchturmspitze.

1779 war ein neuer Pfarrer in die Germendorfer Pfarre mit dem Filial Buberow berufen worden. Und wie so oft ein neuer Pfarrer bei seinem Amtsantritt versucht, Pfarrhaus und Kirchen zu bessern, bemühte sich auch Johann Grüneberg darum. Vor allem die Instandsetzung des seit siebenzig Jahren nicht reparierten Turmhelms machte er beim Amtskirchendirektorium dringend. Der daraufhin mit dieser Sache beauftragte Bauinspektor Vatter beabsichtigte jedoch, »weil die Stein-Dächer allemahl viel dauerhafter als die Spohn-Dächer sind (und) diese ein jeder Maurer ausbessern könne«, den hohen hölzernen Turmhelm einfach abzutragen. Sein Kostenanschlag von 226 Talern

sah als Ersatz ein niedriges Ziegeldach vor. Die Gemeinde, die ihren seit Jahrhunderten das Dorfbild bestimmenden Turm nicht verlieren wollte, lief dagegen Sturm. Der Bauinspektor aber setzte sich durch, denunzierte die Buberower Bauern als »eine böse verwegene Art Menschen, die vieles wegen schon bekandt sind« und argumentierte, dass die Reparatur des Turmhelms 327 Taler kosten würde, mithin 100 Taler mehr als der Abriss. Diese Differenz gab bei der revidierenden und die stets knappen Baufonds im Blick habenden Berliner Oberbehörde den Ausschlag. Wegen einhundert Talern wurde eine kunstvolle und dauerhafte Zimmermannsarbeit im Jahre 1782 in Buberow abgerissen.

Man möge sich an die früheren Bestände der Buberower Kirchenkasse erinnern, als diese ihre Überschüsse noch nicht an das Amtskirchendirektorium abführen musste. Nun aber, am Ende des 18. Jahrhunderts, konnte ein Bauinspektor schreiben, dass es »denen Bauern nun wohl gar nicht zu (käme) sich in Kirchen-Bau-Sachen zu meliren, sondern es sollte und müsste ihnen wohl gleichgültig seyn, was für einen Kirch-Thurm sie haben«.

Fast hätte die Buberower Kirche siebenzig Jahre später auch ihre zweite äussere Zierde, den gotischen Staffgiebel, verloren. Vermeintlicher Platzmangel ließ den seinerzeitigen Pfarrer auf eine Vergrößerung der Kirche drän-

gen und dazu eine Verlängerung des Schiffes um vier bis fünf Meter nach Osten vorschlagen. Doch die Sparsamkeit der Baubehörde, der einstmals der Turmhelm zum Opfer fiel, rettete jetzt den Giebel. Zwar wurden 1850 im Zuge einer allgemeinen Instandsetzung die Fenster vergrößert und das Gewölbe an der Nordseite abgebrochen, die fehlenden Sitzplätze aber durch den Einbau einer die sonstige Bausubstanz schonenden dreiseitigen Empore geschaffen.

Für die Kirche im benachbarten **Kraatz** vollzog sich das Ganze mit umgekehrtem Vorzeichen. Auch hier war der im Jahre 1597 auf das Satteldach des breiten Westturms gesetzte achtzehn Meter hohe Turmhelm schadhaft und das Amtskirchendirektorium antwortete 1792 dem um Instandsetzung von Kirche und Turm

einkommenden Pfarrer, dass »die unnatürlich hohe Thurmspitze der Kirche ... ganz überflüssig zu sein (scheint), und würde, wenn selbige abgebrochen werden könnte, viel Holz und Kosten erspart werden«. Inzwischen war jedoch die Bauinspektorenstelle neu besetzt und Vatters Nachfolger, der Rheinsberger Bauinspektor Eckel, verwandte sich für den Turmhelm. »Es würde nicht vorteilhaft sein«, schrieb er im Juli 1793 an das Amtskirchendirektorium, »dieses in diesem Gebäude befindliche gute Holz abzurechnen und von jetzigem schlechten Holze eine neue Spitze, wenn solche auch nicht so hoch würde, wieder anzufertigen.« Als die Oberbaubehörde diesen Standpunkt unterstützte, wurde die Turmspitze mit 19.500 Eichen-Schindeln neu eingedeckt.

Blieb den Kraatzern auch ihr gewohnter Turm erhalten, so ging vierzig Jahre später Anderes verloren. Auslöser war wiederum ein neu ins Amt berufener Pfarrer, dem die alte Kirche mit ihrer barocken Ausstattung missfiel. Einige von der Kirchendecke herabfallende Lehmbrocken waren der Anlass, sich im Jahre 1831 an die Potsdamer Regierung zwecks Reparatur der Kirche zu wenden. »Die Sache ist unstreitig lebensgefährlich«, schrieb Pfarrer Kandel und wengleich sich bei genauerer Untersuchung auch manches als übertrieben herausstellte und nach Meinung des zur Besichtigung angereisten Bauinspektors »gewöhnliche Ängstlichkeit und besonders der Wunsch eine hübsche Kirche zu haben (den Pfarrer) bestimmten, alle Seegel anzuspannen um zu diesem Ziele zu gelangen«, erreichte dieser, dass die Kirche völlig umgestaltet wurde.

Nach einem Plan des Zehdenicker Bauinspektors Hermann wurden 1835/36 die alten Chöre abgebrochen und durch eine neue dreiseitige Empore ersetzt, an der Ostwand eine klassizistische Kanzelwand errichtet, der Haupteingang der Kirche von der Nordseite weg wieder in den Turm verlegt und dazu der vermauerte große Spitzbogen zum Schiff geöffnet. Ohne Rücksicht auf die gotischen Maßwerke und Blenden sind bei dieser Umgestaltung neue Fenster in Schiff und Turm gebrochen und – wie seinerzeit üblich – die alte Ausstattung, in diesem Falle Altar, Kanzel und Sakramentshaus, beseitigt worden.

Anfang des 20. Jahrhunderts, als die Fenster der Kirche schadhaft geworden waren und die Bauverwaltung beabsichtigte, bei der nun notwendig gewordenen Instandsetzung die Fenster auf die mittelalterlichen Maße zurückzuführen, gab es die Möglichkeit, dieses äußerlich unglückliche Ergebnis der Restaurierung von 1836 zu revidieren. Da aber die Kraatzer die Kosten scheuten und vor allem an einer Heizungsanlage in der Kirche interessiert waren, erklärte der Gemeindevorstand im Jahre 1911 kurzerhand: »Wird aber die so notwendige Kirchenheizung nicht zugegeben, dann verzichten wir auf die kostspielige Veränderung der Kirchenfenster nach altem, ursprünglichem Stil. ... Unsern alten, fleißigen Kirchgängern ist es vor allem um eine helle lichte Kirche zu tun, wo man die schönen evangelischen Kirchenlieder auch lesen und mitsingen kann.« Es blieb bei den zu großen Fenstern des 19. Jahrhunderts.

Anzeige

Der berührungslose Glockenantrieb Die sanfte Alternative



Referenzobjekte:

Dresden:

- Frauenkirche und Hofkirche
- Dom zu Zwickau
- Dom zu Halberstadt
- Küstrinchen
- Reckhahn
- Kirchmöser (kath. Kirche)
- Caputh
- Gräbendorf
- Vierraden
- Treuenbrietzen/
Krankenhaus

Dom zu Zwickau, Glocke 1,
5510 kg, 2020 mm Durchmesser,
Ton nominal a°

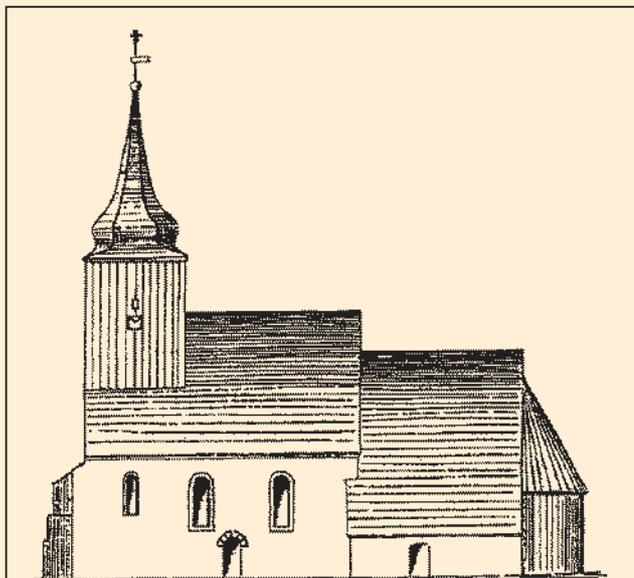
Glockentechnik & Turmuhren

Dipl.-Ing. Wolfgang Schmidt

Randolfstraße 14 · 12524 Berlin · Tel. (0 30) 6 73 12 23 · Fax (0 30) 6 73 51 11
www.schmidt-glockentechnik.de · info@schmidt-glockentechnik.de



Wegendorf, Kirche von Südwesten |



Wegendorf, Bauzustand von 1736 bis 1860 |

Die romanische Kirche von **Wegendorf** ist eine der ältesten, möglicherweise noch unter wettinischem Einfluss errichteten Dorfkirchen auf dem Barnim. Im 15. Jahrhundert hatte sie im Chorbereich ein Kreuzrippengewölbe und um 1600 einen Renaissancealtar erhalten. Von den Folgen des Dreißigjährigen Krieges erholten sich Dorf und Kirche jedoch nur langsam. Die Pfarrstelle blieb seit 1670 unbesetzt und auch der breite, schon länger verfallene Westturm, dessen Fundamente erst im 19. Jahrhundert beseitigt wurden, ist nicht wieder aufgebaut, stattdessen ein auf der Westwand aufsitzender Dachreiter errichtet worden. Im Inneren ruhte dieser neue Turm auf einer massiven Stützwand. Im Jahre 1736 erhielt der Turm eine elegante zehn Meter hohe geschweifte Haube, danach aber erfuhr die nunmehrige Filialkirche von Altlandsberg nur noch wenig Aufmerksamkeit.

Mitte des 19. Jahrhunderts wandte sich der Gemeindegemeinderat an die Potsdamer Regierung mit einem Antrag auf Reparatur und Ausbau der Kirche, »da der innere Zustand derselben nach und nach von der Art geworden ist, dass er auf den Gottesdienst und die kirchliche Erbauung einen störenden Eindruck macht, und die ganze innere Haltung der Kirche nicht mehr eine anständige und kirchlich würdige genannt werden kann«. Die Fenster seien zu klein und schlecht, der Putz schadhafte, Gestühl und Emporen schmutzig und die polychrome Fassung des Altaraufsatzes vielfach beschädigt. Mit dem Einbruch eines großen Fensters in die romanische Apsis und der gefühllosen

Übermalung der Altarreliefs mit weißer Ölfarbe wurde im Jahre 1848 diesen Übelständen abgeholfen. Die Reparatur des barocken Dachreiters aber wurde 1855 vom Regierungsbaurat Horn mit der Begründung abgelehnt, dass er für die Wiederherstellung »eines ganz geschmacklosen hölzernen Thurms ... nicht stimmen könne« und vielmehr ein »neuer, dem Styl der Kirche entsprechender aber doch durch schöne Verhältnisse geschmückter Thurm zu projectiren« sei.

In der Ablehnung barocker Formen und Ausstattungen stand Horn damit seinem Amtsvorgänger Redtel kaum

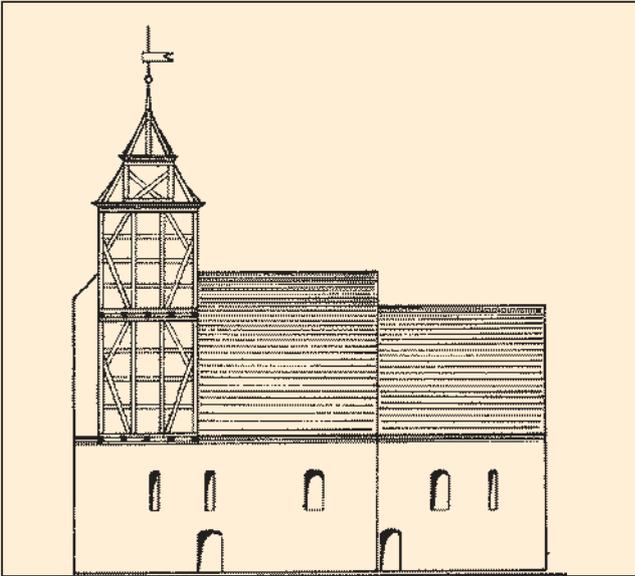


Wegendorf, übermalter Altaraufsatz |

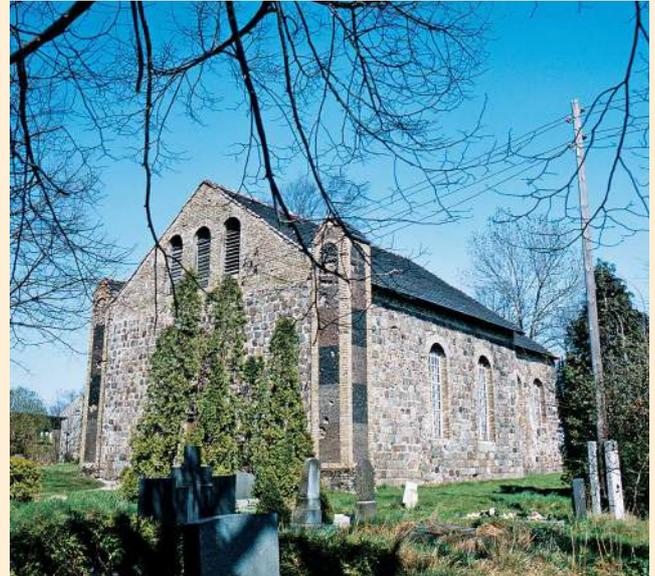
nach, der 1833 über die »wenig zweckmäßige und anständige« innere Ausstattung der Dorfkirchen geklagt hatte, »fast alle (seien) aus der schlechtesten Zeit der Baukunst in Deutschland, barock und grotesk verziert.« Während Redtel jedoch unter der Regierung des nüchtern-sparsamen Königs Friedrich Wilhelm III. noch meinte, »wenn der Gemeinde nur ein gutes anständiges Haus zur Gottesverehrung erbaut und solches zweckmäßig im Innern eingerichtet wird, so müssen Thürme und Zierrathen fortbleiben«, hatte sich diese Auffassung unter Friedrich Wilhelm IV. und seinem Hofarchitekten Friedrich August Stüler verändert.

Stülers Einfluss verdankte auch der 1861 erbaute Wegendorfer Turm seinen aufwendigeren Abschluss. Ob der neoromanische Turm mit seinen gelben Verblendziegeln tatsächlich dem Stil der Kirche entspricht, darf aus heutiger Sicht wohl bezweifelt werden. Schon Horns Amtsnachfolger Ludwig von Tiedemann hielt diesen Turmbau für »ziemlich geschmacklos«, ein Zeichen für den schnellen Wandel, dem die künstlerischen und ästhetischen Urteile im 19. Jahrhundert unterworfen waren. Das flache Zeltdach, das seit 1948 den durch Artillerietreffer beschädigten Turm bedeckt, hat dem Gesamtbild der Kirche weiteren Abbruch getan.

Am schwersten traf es von den hier beschriebenen Gotteshäusern die Kirche von **Hohenstein**, deren ursprüngliche Proportionen derart zerstört worden sind, dass der Besucher erst im Inneren, beim Blick auf Triumphbogen und Ostfenstergruppe



Hohenstein, Bauzustand vor 1825



Hohenstein, Kirche von Südwesten

eine Ahnung der früheren Verhältnisse erlangt und überhaupt bemerkt, eine frühgotische Kirche des 13. Jahrhunderts betreten zu haben.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts waren in Hohenstein in der »armen und ganz baufelligen« Kirche die Schäden des Großen Krieges behoben worden, ein Jahrhundert später aber folgte ein Verlust dem anderen. Als erstes wurde 1825 der 25 Meter hohe auf dem Westgiebel und auf Stützen im Schiffsinneren ruhende Turm aus Holzfachwerk abgebrochen. Da ein Ersatzbau aus Kostengründen abgelehnt worden war, das provisorische Glockengerüst jedoch einstürzte, war die Potsdamer Regierung als Vertreter des königlichen Patrons nun zum Handeln gezwungen und beauftragte den Bauinspektor Schwieger mit der Instandsetzung. Nach dessen Plan wurden im Jahre 1831 die Ostfenster vermauert und dafür viel zu große rundbogige Fenster an der Nord- und Südseite von Chor und Schiff ausgebrochen. Der hohe Westgiebel aus Feldstein wurde abgetragen und durch einen Backsteingiebel ersetzt, die Glocken kamen auf den Dachstuhl, drei große Schallluken im Westgiebel sollten das Geläut hörbar machen. Zur Stabilisierung des Giebels dienten zwei Backsteinpfeiler an den westlichen Enden des Schiffes.

Diese Veränderungen waren nicht nur hässlich, sondern auch statisch fragwürdig und fahrlässig ausgeführt, denn der Westgiebel blieb trotz der Pfeiler instabil und infolge des in die Schallluken eindringenden Regenwas-

sers eine Quelle ständiger Reparaturen. 1846 war der ganze Giebel baufällig, Steine fielen herab, die Pfeiler aus Backsteinen minderer Qualität waren längst geborsten. Die Gemeinde trug an die Potsdamer Regierung die dringende Forderung nach Reparatur heran. »Schwere Stücke der mürbe gewordenen Mauersteine des Giebels sind durch Wirkung der Stürme häufig herabgefallen«, heißt es in dem Antrag des Kirchenvorstandes, »in jedem der Pfeiler zieht sich ein Riß von unten bis ganz nach oben hinauf und wenn man die Mauersteine anfaßt, so brechen sie eben so leicht wie sonst nur der zum Abfallen geneigte Putz.«

Der mit fast 800 Talern keineswegs knappe Reparaturanschlag zur Sicherung des Baukörpers, insbesondere des Daches und des Westgiebels, sowie zur Anlage einer neuen Empore lag in den Händen des Wriezener Bauinspektors John Blew und wurde im Jahre 1848 umgesetzt. Auf Blew, der ebenso wie Schwieger die mittelalterliche Bausubstanz wenig zimperlich zu behandeln pflegte, geht auch die eigentümliche Verblendung der Giebelpfeiler mit mehrfarbigen Stein splitter zurück.

Als im Jahre 1904 eine Generalkirchenvisitation empfahl, die Hohensteiner Kirche zu restaurieren, wandte sich der damalige Pfarrer an den Potsdamer Regierungsbaurat Ludwig von Tiedemann. Die Kirche sei »schwer mißhandelt« worden, schrieb Tiedemann mit unmissverständlicher Deutlichkeit. Im Sommer 1905 kam es unter Hinzuziehung des Provinzialkonservators zu der Emp-

fehlung, die den Westgiebel verunstaltenden Eckpfeiler abzubrechen, die vermauerten schmalen Ostfenster wieder zu öffnen und die 1831 eingebrochenen Fenster zu verkleinern. Die Gemeinde aber, die das bereits den Ältesten seit ihrer Kindheit gewohnte Aussehen ihrer Kirche behalten wollte, sprach sich gegen die Abtragung der Pfeiler aus. Das konkrete Kirchengebäude gehörte zum Dorf- und Heimatbild, das man nicht ohne Not aufgab. Die unpassenden Eckpfeiler blieben stehen.

Granateinschläge am Ende des letzten Krieges und die sich anschließende lange Vernachlässigung von Dach- und Bauschäden erzwangen Anfang der siebziger Jahre eine umfassende Instandsetzung. Wie unsensibel auch in der jüngsten Vergangenheit mit der mittelalterlichen Bausubstanz verfahren wurde, zeigt die 1973 ausgeführte Dacherneuerung, der die charakteristischen steilen Feldsteingiebel zum Opfer fielen.

In drei baulichen Eingriffen – 1831, 1848 und 1973 – sind die ursprünglichen Formen und Proportionen der Hohensteiner Kirche zerstört worden. Aus den konkreten materiellen Umständen dieser Jahre lässt sich hier und an den anderen Beispielen manches erklären, mehr noch aber sprechen die Baumaßnahmen vom geistigen Umgang mit historischen Zeugnissen und vom Unverständnis gegenüber materialisierter Geschichte. So spricht mit der Art der Annahme und den Veränderungen an diesen Bauten jede Generation auch von sich selbst.